

DENK-FABRIK

Abgeschottete
Forschung

Ein Forscher untersucht im Auftrag der Politik eine für das Gemeinwesen zentrale Frage. So geschehen in Berlin, wo der Pädagoge Rainer Lehmann (HU) für die Senatsschulverwaltung Fragen untersuchte wie: Was bringt Berlins Modell einer gemeinsamen Beschulung (fast) aller Schüler bis in die 6. Grundschulklasse? Fördert es die Leistungsschwächeren, ohne den Stärkeren zu schaden? Es ist eine wichtige Untersuchung. Nicht alle Schüler wechseln nach sechs Jahren; sieben Prozent gehen schon nach dem 4. Schuljahr aufs Gymnasium. Man kann also das Ergebnis einer früheren mit dem einer späteren Gymnasial-Auswahl vergleichen. Die Senatsverwaltung hat die empirische Bildungsforschung ins Innerste ihrer Schulen gelassen – höchst anerkanntswert.

Bevor sein Forschungsbericht veröffentlicht war, nahm Lehmann in einem Zeitungsinterview Stellung. Er betonte die Richtigkeit früherer Selektion und verwies auf die bessere Entwicklung von Schülern in grundständigen Gymnasien verglichen mit den Absolventen der

JUTTA ALLMENDINGER

Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung, schreibt über Sozialwissenschaften.



sechsjährigen Grundschule. Das Interview erschien während der Hamburger Meinungsbildung um die Reform des Schulsystems. Zeitlich besser geplant kann eine politikberatende Untersuchung nicht sein.

Aber da gibt es ein Problem. Erst Tage nach Erscheinen des Interviews war die Studie im Internet zugänglich. Die Wissenschaft konnte erst kritische Fragen stellen, als das Medienecho verhallt war: Wie stark fällt der „Selektionseffekt“ ins Gewicht? Die Eltern von früh in das grundständige Gymnasium wechselnden Kindern sind schließlich besser gebildet, haben mehr Sozial- und Kulturkapital; die Herkunftselite verlässt die Grundschule früh. Kein Wunder, dass die dann gut abschneidet. Wie wird Migrationshintergrund gemessen? Wie steht es um nicht-kognitives Können, etwa um soziale Kompetenzen?

Erst die Antwort auf solche Fragen lässt ein fundiertes Urteil über die Studie zu. Forscher müssen die Erfassungsbögen einsehen, die genauen Daten kennen. Das aber wird ihnen verwehrt. Keine wissenschaftliche Zeitschrift veröffentlicht Studien, die sich nicht empirisch kontrollieren lassen. Keine Politikberatung darf so organisiert werden, dass sie Herrschaftswissen generiert.

Unter lautem Applaus hat die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften gerade ihre Leitlinien zur Politikberatung veröffentlicht: „Das gesamte Beratungsverfahren ist zu dokumentieren und nach Abschluss des Verfahrens öffentlich zugänglich zu machen.“ Wie wenig selbstverständlich diese Forderung ist, zeigt unser Beispiel. Geheimniskrämerei sollte nicht weiter Schule machen – und Berlin sollte Vorbild der Transparenz sein.

Diffuse Ikonen des Sieges

Kaum ein Fotograf beherrschte die Ästhetik des Propaganda-Bildes so gut wie Jewgeni Chaldej. Seine Rezepte sind auch nach 60 Jahren noch aktuell.

HANNES KÜLZ | BERLIN

Als am Abend des 30. April 1945 sowjetische Soldaten den Reichstag stürmen, hissen sie angeblich sofort eine rote Flagge. Niemand hält die Szene fest, für ein Foto ist es schon zu dunkel. Und als der Fotograf Marc Redkin tagsdrauf Soldaten mit einer Flagge knipst, fehlen auf dieser Hammer und Sichel.

Jewgeni Chaldej kommt erst einen weiteren Tag danach, am 2. Mai, zum Zuge, als die Schlacht um Berlin vorbei und Hitler tot ist. Der 28-jährige Kriegsfotograf der sowjetischen Nachrichtenagentur Tass steigt morgens gegen 7 Uhr mit drei Soldaten auf das Reichstagsdach, unter der Uniform die rote Fahne – diesmal mit Hammer und Sichel. „Wir fanden eine lange Stange. Ich suchte nach Kompositionsmöglichkeiten“, notiert Chaldej später. Ein erstes Foto. „Nein, das war nicht gut. Es sollte auch etwas von Berlin zu sehen sein.“ Dann sagt er den Soldaten: „Jungs, geht und stellt euch da hin und hisst die Flagge an der und der Stelle.“ Einen ganzen Film verschießt er, fliegt abends nach Moskau und entwickelt seine Aufnahmen.

Sofort wird eine von ihnen zum Sinnbild des sowjetischen Sieges. Mit dem Reichstagsbrand im Februar-Februar 1933 begann die blutige Verfolgung der deutschen Kommunisten. Für Stalin war das Gebäude Symbol des Faschismus – und die eigene Flagge darauf das ideale Motiv. Es folgen Briefmarken, Gemälde, Plakate und CD-Cover. Auch Wladimir Putin verschickte an Kriegsveteranen Grußkarten mit dem Motiv.

Etlche andere monumentale Bilder hat Chaldej gemacht, nicht nur vom Krieg, auch vom Bau sibirischer Staudämme, von Ölfeldern in Baku, von der Weizenerte in der Ukraine. Eine Auswahl wird jetzt in Berlin gezeigt („Jewgeni Chaldej – Der bedeutende Augenblick, eine Retrospektive“, 9. Mai bis 28. Juli 2008 im Martin-Gropius-Bau).

Das Bild der Flaggenhissung auf dem Reichstag ist zur Ikone geworden. Der Kunsthistoriker Wolfgang Ullrich von der Staatlichen Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe macht zwei Kriterien aus, die Bildern eine derartige Kraft verleiht. Auf der einen Seite müsse die Bildaussage schnell (wieder) erkennbar sein. „Auf der anderen Seite darf es auch nicht zu eindeutig sein, muss offen für die Interpretation bleiben und in verschiedene Kontexte passen“, sagt Ullrich. So ist die Stadt in Trümmern nicht eindeutig als Berlin zu erkennen. Und das Foto zeigt keinen strahlenden Triumph, sondern das Leid, mit dem er in jedem Krieg errungen wird – die Soldaten quasi noch im Gefecht. „Weil ihre Gesichter nicht erkenntlich sind, kann sich jeder mit ihnen und ihrem Kampf identifizieren“, sagt Ullrich.

Die starke Wirkung des Bildes beruht dabei nicht auf tatsächlicher Authentizität. Die Aufnahme ist nicht nur gestellt, sondern auch nachträglich stark bearbeitet: Chaldej dramatisierte die Szene im Labor mit Rauchwolken aus einem anderen Foto, dem Soldaten, der den Fahnenmonteur am Bein stützt, retuschiert er die (geklaut) zweite Armbanduhr am rechten Handgelenk weg.

Ob Chaldej das Bild der Flaggenhissung von Iwo Jima kannte, ist un-



Jewgeni Chaldejs Bild der Flaggenhissung auf dem Berliner Reichstag (rechts) ist das vielleicht erfolgreichste Beispiel der – inszenierten – Kriegsfotografie. Es wurde ebenso wie Joe Rosenthals Bild der Flagge von Iwo Jima (links oben) in ungezählten Versionen als Ikone des Sieges vervielfacht. Die Aufnahme der Feuerwehrmänner an Ground Zero (links unten) kopierte diese Ästhetik. Das Bild eines Folteropfers im Gefängnis von Abu Ghraib wurde – vom Fotografen nicht beabsichtigt – zur Ikone der moralischen Niederlage.



Fotos: Jewgeni Chaldej, dpa, apd(2)

stritten. Es ist zwei Monate älter und erfüllte ähnliche Erfolgskriterien.

Die 21 Quadratmeter kleine japanische Pazifikinsel mit Flugfeld sollte die Basis für die Eroberung Japans werden. Am 23. Februar 1945, vier Tage nach der Landung, bestieg ein Trupp mit einigen Fotografen den die Insel beherrschenden Vulkan Suribachi, um eine amerikanische Flagge zu hissen. Doch die Szene ist dramaturgisch schwach: Die senkrecht stehende Fahne ist zu klein, die Soldaten stehen unbewegt daneben. Eine größere wird gehisst und von Joe Rosenthal von der Nachrichtenagentur AP fotografiert. Die Militärszenen wählt eines der Bilder aus und schickt es per Fernschreiber in die Heimat. Zwei Tage nach der vermeintlichen Eroberung erscheint es in Zeitungen im ganzen Land. Tatsächlich ist der Kampf um Iwo Jima erst am 26. Februar zu Ende. Drei der sechs abgebildeten Marineinfanteristen fielen noch. Doch der Sieg von Iwo Jima ist seither mit diesem Bild verbunden.

Und wieder ist es die klar erkennbare Aussage des Bildes, die Mühsal des Kampfes, die das Bild zur Ikone

UNSERE THEMEN
MO ÖKONOMIE
DI ESSAY
MI GEISTESWISSENSCHAFTEN
DO NATURWISSENSCHAFTEN
FR LITERATUR

„Nicht die aufrechte Flagge, sondern die Arbeit am Sieg verleiht dem Bild seinen Charakter“, sagt Jost Dülffer, Militärgeschichtler an der Universität zu Köln. Doch gleichzeitig ist das Bild diffus genug, um bedeutungslos zu bleiben: Irgendein Gipfel, der Boden „aufgewühlt, von Holzteilen und anderen undefinierbaren Gegenständen bedeckt“, wie Dülffer sagt. Und wie bei Chaldej sind die Gesichter der Soldaten unkenntlich.

Als drei Feuerwehrleute auf den Trümmern des World Trade Centers 2001 die US-Flagge hissen, war der Bezug auf Iwo Jima jedem Amerikaner klar. Später sollte die Szene in eine Statue gegossen werden. Und



zwar, so die Idee, mit den Gesichtszügen eines weißen, eines hispanischen und eines farbigen Feuerwehrmanns – doch auf dem Foto sind alle drei eindeutig weiß. Der Versuch, die Taten der Feuerwehrmänner für Political Correctness zu missbrauchen, schlug fehl: Nach massivem Protest gab man das Vorhaben auf.

Im Irakkrieg gelang es der US-Regierung nicht, Ikonen des Sieges zu präsentieren: Beim Sturz der Saddam-Statue im April 2003 auf dem Bagdader Firdos-Platz hilft – wenig heroisch – ein schwerfälliger Panzer, und nur mit Mühe gelingt es einem GI, eine US-Flagge über den Kopf der Statue zu ziehen. Zu konkret sind die

Bilder, zu wenig übertragbar auf andere Situationen. Noch fataler war der Besuch George W. Bushs auf dem Flugzeugträger „Abraham Lincoln“, als er am 1. Mai 2003 die Kämpfe für beendet erklärte. „Die Bilder sind aus der Frosch-Perspektive in fast religiöser Pose aufgenommen“, sagt Kunstwissenschaftler Ullrich. Am Turm des Flugzeugträgers steht „Mission Accomplished“. Die Aussage sei viel zu eindeutig, sagt Ullrich.

Die Wirkung war für Bush und seine Regierung verheerend. Da im Irak weiter US-Soldaten sterben, ist „Mission Accomplished“ in den USA zum geflügelten Wort geworden für eine unerledigte Arbeit mit unsiche-

rem Ausgang. Das Foto wurde zum Sinnbild der Überheblichkeit und des Scheiterns.

Und so war Platz für ein anderes Bild, um den Irakkrieg zusammenzufassen: Der verkabelte Mann mit Kapuze auf der Kiste in Abu Ghraib, die Arme ausgebreitet wie Jesus am Kreuz, entspricht wieder den ästhetischen Kriterien der Ikone und verleiht ihm dadurch Kraft: Die Aussage ist erkennbar, „es ist die Verdichtung der Folter, die wirkt“, sagt Ullrich. Doch auch hier ist die Aufnahme verschwommen, der Hintergrund diffus, das Gesicht unkenntlich. Und wieder gewinnt das Bild erst durch Unklarheit seine volle Durchschlagskraft.

Warum die Revolution nicht stattfand

Im „Pariser Mai“ 1968 spielte die Arbeiterschaft eine entscheidende Rolle

FERDINAND KNAUSS | DÜSSELDORF

In Deutschland blieb „Revolution“ vor 40 Jahren weitgehend der Wunschtraum radikalisierter Studenten. Doch in Frankreich schien sie für einige Tage Realität werden zu können. Der „Pariser Mai“ war nicht nur eine Studentenrevolte, sondern eine Massenbewegung.

Im Gegensatz zu deutschen Arbeitern solidarisierte sich ein Großteil der traditionell militanteren Kollegen in Frankreich mit den Studenten. Am 13. Mai 1968 fand in Paris die erste große gemeinsame Demonstration von Arbeitern und Studenten statt. Ab dem 14. Mai breitete sich eine von den Flugzeugwerken in Nantes ausgehende Streikbewegung landesweit aus. Zehn Millionen Arbeiter legten das Wirtschaftsleben für drei Wochen lahm. Eine breite Welle von Betriebsbesetzungen überrollte das Land. Die Manager vieler Unternehmen verloren wochenlang die Kontrolle über die Werke.

Präsident de Gaulle erzwang den Einsatz des Militärs. Der liberale So-

ziologe Raymond Aron schrieb kurz nach Ende der Streiks im August 1968, dass die etablierte Ordnung „eher unerwartet“ die Machtprobe gewonnen habe.

Hierzulande verhallte der Ruf von Rudi Dutschke und seinen Genossen des „Sozialistischen Deutschen Studentbundes“ nach radikalem Umsturz der politischen Verhältnisse bei seinen eigentlichen Adressaten weitgehend ungehört. Die „Basis“ war offensichtlich mit dem „System“ zufrieden. An den Fabrikatoren erntete die verbrüderungswilligen Studenten meist offene Ablehnung.

Anders in Frankreich, wo „der Geist von 1968 auch und gerade die Arbeiterklasse beflügelte“, wie Gerd-Rainer Horn, Historiker an der Universität Warwick, in einem Aufsatz für die Bundeszentrale für Politische Bildung schreibt. Er sieht die Erinnerung an 1968 als „Möglichkeit, um im sozialen Kampf auch wieder eine wirkliche Zukunft entdecken und gewinnen zu können“.

Von der Revolution jedoch ließen sich die Streikenden durch saftige

Lohnerhöhungen abbringen. Die Systemfrage stellten auch in Frankreich weniger die Arbeiter als euphorisierte Studenten – „Schon zehn Tage Glück“ oder „Unter dem Pflaster liegt der Strand“ waren Parolen an den Mauern der Sorbonne.

Selbst spektakuläre Fälle von Arbeiterselbstverwaltung, wie die der Uhrenfabrik LIP bei Besancon (Juni 1973 bis Januar 1974), waren keine offensiven, revolutionären Akte, sondern geschahen defensiv als Reaktion auf drohende Werkschließungen, wie Horn resümiert.

Arbeiter streikten in den späten 60er- und frühen 70er-Jahren – erfolgreich – für mehr Lohn und kürzere Arbeitszeiten. Aber in ihrer Mehrheit und vor allem in Deutschland eben nicht für die Revolution. Im Gegensatz zur Vorstellungswelt marxistischer Theoretiker waren sie seinerzeit längst in das soziale System integriert und partizipierten am wachsenden Wohlstand. Sie waren Pragmatiker und stabilisierten das System, das ideologisierte Studenten in ihrem Namen stürzen wollten.

„Die Welt wird kleiner, der Komfort größer.“

Peking, Shanghai, New York – in der airberlin Business Class schnell und zuverlässig via Düsseldorf.

Komfortabel und entspannend.
Machen Sie es sich bequem – mit einer Beinfreiheit von über 157 cm und unserem ausgezeichneten Bordservice. Ob Sie sich ganz entspannt zurücklehnen oder in Ruhe Ihrer Arbeit widmen: Sie werden den Flug genießen. Und bekommen 200% der echten Entfernungsmilen auf Ihrem topbonus Konto gutgeschrieben.

airberlin.com
Your Airline.